

Nordwalde spiegelt die geistig-politische Vielfalt, mit der die Katholiken auf die Industrialisierung reagierten. Von einer Geschlossenheit des Milieus konnte keine Rede mehr sein. Der Pfarrer fungierte hier allenfalls noch als Impulsgeber.

Durch den Bau der Eisenbahn und die Ansiedlung von Textilbetrieben kam es in Nordwalde zwischen 1895 und 1940 zu einer Verdoppelung der Einwohnerzahl auf 4500. Diese war von einer weiteren Ausdifferenzierung des Milieus begleitet. Zur von Gutsbesitzern dominierten Gemeindevertretung, die durch Einheitslisten berufsständisch organisiert war und sich demokratischen Prozessen verweigerte, bildeten die demokratisch organisierten katholischen Vereine und christlichen Gewerkschaften ein in sich ebenfalls nicht homogenes Gegengewicht. In diesem zersplitterten Milieu konnte die NSDAP angesichts der Wirtschaftskrise im unteren Mittelstand, bei den Landarbeitern und den Wirten früh erhebliche Stimmenanteile gewinnen (26,5 % bei den Gemeindevertretungswahlen im März 1933). Führende Nationalsozialisten entstammten einer kirchlichen Bruderschaft und verstanden sich zumindest bis 1933 nicht als antikatholisch.

Während das kath. Milieu außenpolitisch der Revisionspolitik Hitlers zustimmte, gab es Vorbehalte gegenüber der NS-Wirtschaftspolitik, insbesondere bei den Bauern im Blick auf die Reichserbhofgesetzgebung und die Marktregulierungen.

Die Gleichschaltung konnte formal weitgehend durchgeführt werden, wurde im Ort aber auf Initiative des Pfarrers, der nun als Milieumanager fungierte (296), in einigen Bereichen unterlaufen. So ermunterte er z. B. den Leiter der Rektoratsschule, einen überzeugten Katholiken, die Leitung der HJ zu übernehmen. Durch die flächendeckende Einrichtung außerplanmäßigen Religionsunterrichts behielt er erheblichen Einfluss auf die Kinder, was von der Mehrheit der Eltern unterstützt wurde. In seinen Predigten vertrat er explizit kirchliche Grundüberzeugungen, die im Ort weitgehend Rückhalt fanden, wodurch er nicht nur in ständige Konflikte mit der Ortsgruppenleitung, sondern auch in das Visier der Gestapo geriet.

Vf. kann am Beispiel Nordwaldes die These belegen, dass sich das kath. Milieu schon im Vormärz bildete und bereits Ende des 19. Jh.s durch die Industrialisierung zu erodieren begann. Der im Sinne der kath. Soziallehre berufsständisch organisierte Gemeinderat verlor die unteren Schichten aus dem Blick. Da sich so im Ort keine parteipolitische Bindung herausgebildet hatte, konnte die NSDAP, die an den Einheitsgedanken an-

knüpfte, schnell an Boden gewinnen. Unter dem Druck des Nationalsozialismus formierte sich das Milieu erneut, wobei der Pfarrer eine entscheidende Rolle spielte, der Gottesdienste und andere öffentliche Veranstaltungen dafür zu nutzen wusste.

Die umfangreiche Studie Reckers geht über die Erforschung des kath. Milieus hinaus und weitet sich für die Zeit der NS-Herrschaft zur Ortsgeschichte. So haben z. B. die Kapitel über Zwangssterilisierungen, Euthanasieopfer und Kriegsgefangene nur einen sehr geringen Bezug zum Thema. Die Mischung von thematischen und chronologischen Kapiteln führt zu einigen Überschneidungen. Deutliches Gewicht legt Recker auf die milieustabilisierende Rolle der kath. Kirche während der NS-Herrschaft, die er „als Anker der Mehrheit der Nordwalder“ bezeichnet, wobei er die Aktivitäten des Pfarrers stark in den Mittelpunkt stellt. Wie stabil das Milieu in Nordwalde ohne den Pfarrer gewesen wäre, bleibt offen.

Die Studie ist vor allem im Blick auf die Zeit vor 1933 ein sehr hilfreicher Beitrag zur Erforschung des kath. Milieus, da hier ein Katholizismus in den Blick kommt, der eine antidemokratische berufsständische Ordnung stabilisierte, an die die NSDAP gut anknüpfen konnte.

Münster

Norbert Köster

Gailus, Manfred; Nolzen, Armin (Hg.): *Zerstrittene „Volksgemeinschaft“*. Glaube, Konfession und Religion im Nationalsozialismus“, Göttingen: Vandenhoeck und Rupprecht 2011, 325 S., ISBN 978-3525300-299.

Unter dem Titel *Viele konkurrierende Gläubigkeiten – aber eine Volksgemeinschaft?* leiten Manfred Gailus und Armin Nolzen den vorliegenden Band ein und fragen: „Woran glaubten die Menschen im ‚Dritten Reich‘?“ (7). Im Folgenden entwerfen sie ein weites und anregendes Szenario thematischer und methodischer Fragen. Bestimmt ist die Einführung von starken Vorbehalten gegen die institutionalisierte Kirchengeschichtsforschung. Sie nehme „konfessionelle Rücksichten“ (14) bzw. habe aufgrund ihrer Kirchnähe exkulpiierende Absichten.

Olaf Blaschke analysiert konfessionsgeschlechtliche Zuschreibungen im Nationalsozialismus und früher. Für die Selbstbestimmung der Deutschen Christen stand – so der Titel – fest: „Wenn irgend eine *Geschichtszeit*, so ist unsere eine *Männerzeit*“. Umgekehrt galt die Bekennende Kirche auf Grund ihrer Mitgliederstruktur als verweiblicht und weich.

Leider ignoriert Blaschke in seiner quellenge-sättigten Untersuchung das zeitgenössische evangelische Thema der Geschlechterbeziehung schlechthin: die Frauenordination.

Die Vereinbarkeit von Katholizismus und Nationalsozialismus untersucht Kevin P. Spicer (*Tu ich unrecht, ... ein guter Priester und ein guter Nationalsozialist zu sein?*). Er betont – wenig überraschend –, dass es nicht „die“ katholische Haltung gegenüber dem Regime gab und auch regionale Besonderheiten bestanden. Trotz größerer Staatsnähe der Protestanten gab es auch katholische Selbsterhaltungsstrategien mit entsprechendem Schweigen zu Staatsverbrechen, partielle Übereinstimmungen mit der Politik und Proteste bei Bedrohung kirchlicher Propria. Ob Spicer das Postulat der Herausgeber einer kirchlich ungebundenen Forschung erfüllt, sei angesichts seiner katholisch-konfessionellen Vorannahmen dahin gestellt.

Gesucht modernisierend nennt Manfred Gailus seinen eigene Forschungsergebnisse zusammenfassenden Beitrag über die Forschungsgeschichte, über neuere Forschungsansätze und – knapp – die religionsgeschichtliche Bedeutung der NS-Zeit *Keine gute Performance. Die deutschen Protestanten im „Dritten Reich“*. Wichtiger als die unnötige Polemik im Text ist die Überlegung, wie sich die von Gailus herausgearbeiteten drei „Wege protestantischer Regionalkulturen“ (111) zu einer Gesamtgeschichte der evangelischen Landeskirchen verbinden lassen. Zu fragen bleibt, ob beim Thema Mitwirkung evangelischer Pfarrer und Landeskirchen an der NS-Rassenpolitik so unbedacht von „nichtarischen Christen“ die Rede sein muss.

Merit Petersen (*Der schmale Grat zwischen Duldung und Verfolgung. Zeugen Jehovas und Mormonen im „Dritten Reich“*) stellt die nach 1933 deutlich differierende Geschichte zweier Glaubensgruppen amerikanischer Herkunft dar. Die Zeugen Jehovas leiteten aus ihrem Biblizismus einen radikalen Pazifismus ab und verweigerten den Hitlergruß. Daher wurden sie bald nach der Machtergreifung trotz einer Loyalitätserklärung vom Juni 1933 verboten. Die Mormonen erkannten hingegen Anknüpfungspunkte im NS-Programm und sahen aus ihrem Verständnis der Staat-Kirche-Beziehung heraus keinen Anlass zum prinzipiellen Widerspruch gegen das Regime. Der NS-Staat sah in ihnen ein Mittel, in den USA positiv wahrgenommen zu werden.

Armin Nolzen (*Nationalsozialismus und Christentum*) untersucht die Konfessionszugehörigkeit von NSADP-Mitgliedern, besonders der politischen Leiter. Deutlich wird das Übergewicht von Protestanten in der Partei

und ihren Führungsämtern – auch in katholischen Gebieten –, die stärkere Kirchenbindung katholischer Parteifunktionäre und die Wechselbeziehung zwischen parteiinternem Aufstieg und der Bereitschaft zum Kirchenaustritt. Aus dem Befund, dass zwei Drittel der Parteimitglieder bis 1945 Kirchenmitglieder blieben, folgert Nolzen „Doppel- und Mehrfachzugehörigkeiten“ und daraus resultierende „Mehrfachloyalitäten“, die für die meisten Deutschen gewissensmäßig vereinbar waren (171f.). Offene Fragen bleiben m. E. bei der konfessionell unterschiedlich ausgeprägten Kirchenbindung. Traten katholische NS-Funktionäre nur aus Rücksichten auf das katholische Milieu seltener aus der Kirche aus?

Der Religionswissenschaftler Horst Junginger (*Die Deutsche Glaubensbewegung und der Mythos einer „dritten Konfession“*) zeigt überzeugend, dass die zeitgenössische und bis in die Gegenwart in der Forschung verbreitete Ansicht, das Neuheidentum sei auf dem Weg zu einer „dritten Konfession“ gewesen, irrig ist. Die Neuheiden wurden zwar als „Popanz“ aufgebaut (S. 181), tatsächlich aber blieben sie mit 0,1 Promille der Gesamtbevölkerung eine politische quantité négligeable. Die Deutschgläubigen konnten zudem statt allgemein gültiger Riten und einem festen Kanon heiliger Texte als Kennzeichen nur einen Hang zur inneren Zerstrittenheit vorweisen.

Beth A. Griech-Polelle (*Der Nationalsozialismus und das Konzept der „politischen Religion“*) gibt einen Überblick über die neuere englischsprachige Diskussion zum Problem Nationalsozialismus als politische Religion. Gegen Richard Steigmann-Galls These, dass der Nationalsozialismus eine christlich geprägte Bewegung gewesen sei, vertritt sie selbst die These, dass er unter (selektiver) Aufnahme christlicher Sprache und Symbolik eine neue politische Religion zu bilden suchte, die die jüdischen Wurzeln des deutschen religiösen Lebens gekappt hätte.

Dietmar Stüß (*Glaube und Religiosität an der „Heimatfront“. Seelsorge und Luftkrieg 1939–1945*) fragt nach dem, v. a. katholischen, „religiösen Alltag an der „Heimatfront““. Der Luftkrieg bot Gelegenheit, mit zahlreichen Erlassen behindernd in das Gottesdienst- und Gemeindeleben einzugreifen, kirchliche Stellungnahmen zeigten die doppelte Deutungslinie „Distanz zur Kriegsführung und Stabilisierung der Durchhaltekräfte“ (S. 236). Der Bombenkrieg führte zu einem wachsenden Marienkult, zugleich bewirkten Evakuierungen etc. Auflösungserscheinungen im fest gefügten katholischen Milieukern. Auf evangelischer Seite nahm

der Gottesdienstbesuch – wenn auch nicht nachhaltig – zu.

Dagmar Pöpping (*Die Wehrmachtsseelsorge im Zweiten Weltkrieg. Rolle und Selbstverständnis von Kriegs- und Wehrmachtspfarrern [!] im Ostkrieg 1941–1945*) stellt die Funktionsweise der Militärseelsorge und das Selbstverständnis von Pfarrern beider Konfessionen an der Ostfront dar. Trotz aller formalen und inhaltlichen Anpassung an die Bedürfnisse der Soldaten und trotz der engen Einbindung in die Kriegsführung wurde die – hier weithin ohne ihre theologischen Aspekte betrachtete – Wehrmachtsseelsorge kein Teil der nationalsozialistischen Menschenführung.

Unter dem irreführenden Titel *Die Kirchen nach 1945. Religiöse Abbrüche, Umbrüche und Kontinuitäten* beschreibt Matthew D. Hocken die Beziehung zwischen Kirche und Judentum von 1945 bis 1980 mit besonderem Blick auf die sich in Katholiken- und Evangelischen Kirchentagen äussernden Laien. Für die evangelische Seite lässt er sich von der wenig innovativen Prämisse leiten, dass allein Theologen aus der Tradition der Bekennenden Kirche reformbereit und progressiv gewesen seien.

Die Frage, was die Deutschen während des Dritten Reichs glaubten, können auch die Beiträge des vorliegenden Buches nicht restlos klären. Das Thema ist zu komplex und wird durch den Leitbegriff *Zerstrittene „Volksgemeinschaft“*, der in den Einzelanalysen keine Rolle spielt, auch nicht erschlossen. Wenn es um die Beschreibung von Glaubenspraxis, ethischem Vollzug und Verkündigung geht, sind eben auch historisch-theologische Kompetenzen notwendig.

Eine präzisere Lektorierung der Aufsätze und der Verzeichnisse wäre wünschenswert gewesen.

München

Karl-Heinz Fix

*Bernhard Frings: Heimerziehung im Essener Franz Sales Haus 1945–1970. Strukturen und Alltag in der „Schwachsinnigen-Fürsorge“*, Münster: Aschendorff 2012, 172 S., ISBN 978-3-402-12995-1.

Das Schicksal der in den 50er und 60er Jahren von der Heimerziehung betroffenen Kinder und Jugendlichen lässt sich nicht umfassend aufarbeiten, da die verfügbaren Daten das Geschehene nicht in seiner ganzen Tragweite widerspiegeln kann und viele Betroffene nicht mehr aussagen können oder wollen. Dennoch ist es gerade im Blick auf große Einrichtungen der Jugendhilfe wie das Franz Sales Haus in Essen eine Notwendigkeit, das

Verfügbare zusammenzutragen. Dem ist der Band von Bernhard Frings verpflichtet.

Nach einer Darlegung der allgemeinen rechtlichen, gesellschaftlichen und strukturellen Rahmenbedingungen geht Vf. auf die Geschichte des Hauses ein, das nach seiner Gründung 1884 zunehmend eine religiös pädagogische Ausrichtung bekam. Mit fast 1000 Bewohnern im Jahr 1930 gehörte das Franz Sales Haus zu den größten Einrichtungen in Deutschland und verfügte über eine eigen Heimsonderschule. Nach dem Krieg konnte das Haus wieder auf 700 Bewohner im Alter von 6–21 Jahren im Jahr 1958 anwachsen, die von 100 weltlichen Kräften und 60 Ordensschwwestern betreut wurden. Die Schule war seit 1966 eine staatlich anerkannte private Ersatzschule. Das Haus erfüllte die staatlichen Vorgaben und die Direktoren waren bemüht, im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeiten die Wohnsituation der Kinder und Jugendlichen zu verbessern, wozu in den 70er Jahren auch der Bau einer Schwimmhalle und eines Sportgeländes zählten.

In einem zweiten Schritt geht Vf. auf die Wege ins Franz Sales Haus ein. Die entscheidende Diagnose für die Aufnahme war die einer geistigen Behinderung, eine große Rolle spielten hierbei aber auch Erziehungsschwierigkeiten und Verhaltensauffälligkeiten, die auch unter dem Begriff des moralischen Schwachsinnus firmierten. Wissenschaftlich abgesicherte Diagnosen nach heutigen Standards standen nicht zur Verfügung. Die Einweisungsgründe in den Bewohnerakten weisen zudem oft auf ein prekäres soziales Umfeld hin.

Der leitende Arzt Dr. Strehl, der von 1955 bis 1969 im Haus tätig war, war nach den Erinnerungen von ehemaligen Bewohnern und Mitarbeitern sehr streng. Seine Einträge in die Krankengeschichten der Bewohner beurteilten vor allem das Sozialverhalten und enthalten kaum Hinweise auf medizinisch-therapeutische oder heilpädagogische Maßnahmen. Arrest in Isolationsräumen und die Gabe von starken Beruhigungsmitteln haben die Bewohner rückblickend als Missbrauch empfunden. Das Wirken der im Haus tätigen Elisabeth-Schwester folgte den Maßstäben des Ordens. Diese sahen sowohl die Distanz zu den Kindern und Jugendlichen vor wie auch eine Defizitorientierung in der Erziehung.

Die Erinnerungen der ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner an den Heimalltag sind sehr unterschiedlich und enthalten neben positiven Angaben vor allem Wertungen der Zeit als Martyrium und Schreckenszeit, die von beständiger Verhaltenskontrolle und